

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 18 (1928)
Heft: 31

Artikel: Künstliche Inseln als Stützpunkte für den Transozeanflug
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644801>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

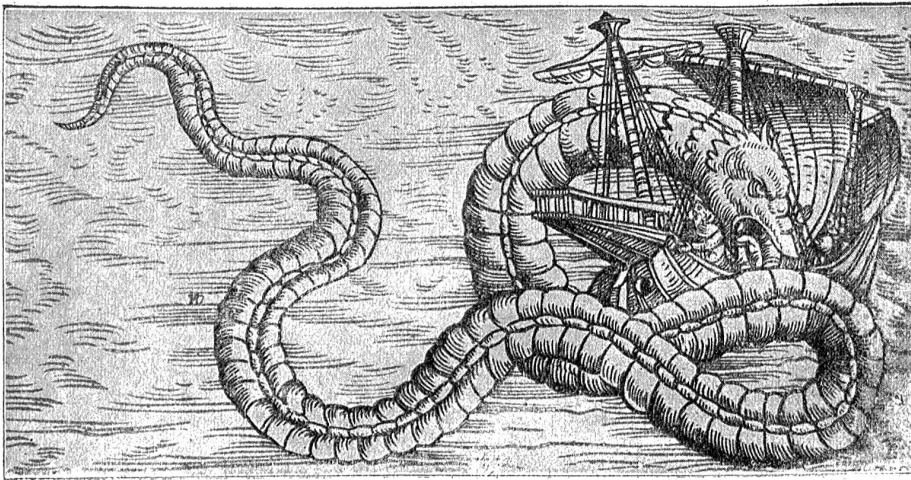
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

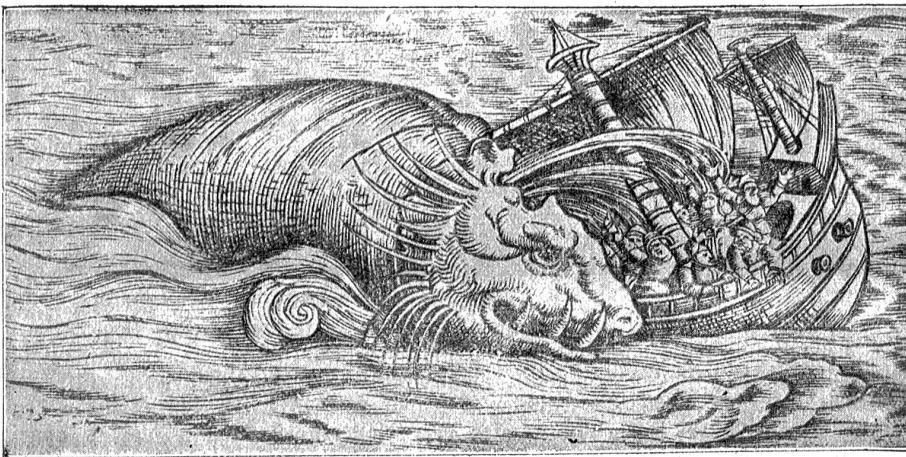
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das Urbild der berühmten „Seeschlange“, Holzschnitt aus Konrad Gesners „Sylva“ von 1598, nach Olaus Magnus. „By Norwegen“, lautet der Text, „in stillem Meer erscheinen Meeresslangen 300 Schuch lang, sehr verhaßt den Schiffleuten, also daß sie zuzeiten ein Menschen auß dem Schiff hinnehmen und das Schiff zu Grund richten.“



Walfisch, ein Schiff verjerkend. Holzschnitt aus Konrad Gesners „Sylva“ von 1598, nach Olaus Magnus.

Und doch hat auch die Seeschlange, wie jeder Sachbegriff in der Welt, ihren Sinn und Ursprung. Einmal gibt es wirkliche Wasserslangen und zwar nach Meyer im Meere von Madagaskar bis Panama etwa 50 Arten; doch werden die der größten Art nicht viel über zwei Meter lang und können kaum als das Urbild des sagenhaften Seeungeheuers, das von fabelhafter Länge und Kraft sein soll, angesprochen werden. Die echte Seeschlange wurde erstmals von Olaus Magnus (1555) und dann von Nikolaus Gramius (1656) erwähnt und ist in Konrad Gesners „Fischbuch“ nach einem Holzschnitt als schreckhafter Wurm, „300 Schuch lang“ dargestellt, wie er sich über einen Rauffahrer stürzt und die Besatzung Mann für Mann verschlingt. Von demselben schwedischen Gelehrten, dem „Großen Olaus“, einem wahren Spezialisten in der Erfindung von Fabeltieren, stammt die Beschreibung des schiffversenkenden Walfisches, dessen Bild wir (ebenfalls nach dem Holzschnitt des „Fischbuches“ von Gesner) obenstehend wiedergeben. In einem andern „naturwissenschaftlichen“ Werke des 17. Jahrhunderts, verfaßt von einem gewissen Johannes Zahn, einem Gelehrten aus dem Orden der Prämonstratenser, findet sich das Bild eines fischförmigen Ungetüms, das am 8. April 1689 im Rhein gesehen worden sein soll. Und damit wären wir bei all den lokalen Sagen angelangt, die mit Wasserungeheuern zu tun haben. Sozusagen in jedem See oder Seelein existieren solche schlangenartige Ungetüme, die periodisch oder unver-

mutet plötzlich oder auf Provocationen hin aus dem Wasser steigen und „suchen, wen sie verschlingen“. So wird vom Egelsee bei Diemtigen — um nur ein Beispiel zu nennen — erzählt, er beherberge ein Ungetüm mit einem Rostkopfe, das zeitweilig urplötzlich auftauche und ahnungslose Wanderer zu sich herunter ziehe.

Ganz zweifellos sind die Quellen dieser Vorstellungen von Wasserungeheuern in der gleichen Richtung zu suchen wie die für die Drachen- und Lindwurmsagen. Sie gehen auf uralte Menschheitserinnerungen zurück, die sich an die Existenz der riesenhaften Urwelttiere knüpfen, wie sie durch Knochenfunde und Gesteinsabdrücke bezeugt sind. Dazu kamen die Eindrücke, die die Seefahrer früherer Jahrhunderte von spielenden Delfinen und wasserdampfbrustenden Walen oder fliegenden Fischen empfangen und heimgebracht haben. Ihre Phantasie gestaltete das Gesehene zu den Meerwundern um, die in einer Zeit, da die Naturforschung noch in den Kinderschuhen steckte, in den Köpfen der Leute als ernsthaft geglaubte Vorstellungen haften blieben. Heute weiß jeder Knirps Bescheid in der Zoologie und läßt sich durch Abbildungen von Fabeltieren, wie wir sie hier reproduzieren, nicht verblüffen. Einzig die Seeschlange ist, wie gesagt, noch nicht ganz erledigt, weil die Nachrichtenpresse anscheinend ohne sie, die eine Art Prüfstein für die Leichtgläubigkeit des Leserpublikums geworden ist, nicht auskommen kann.

Das Meer.

Von Hermann Hiltbrunner.

Es ist das Sein, das niemals fragt
Und immer ganz und teillos ist,
Das nicht mehr will und nicht mehr sagt
Und schweigend seine Welt durchmisst.

Das Tiefen deckt und sie erfüllt
Und Höhen spiegelt gottesnah,
In Stürmen schreit, wenn Gott enthüllt
In seinem Spiegel sich besah.

Es ist gebannt, es kann nicht flieh'n.
Es ist des Spiegels müd, doch spät,
Wenn alles tot ist, überziehn
Lichtschatten seine Majestät.

(Aus „Winter und Wende“. Bei Dressl Füßli, Zürich.)

Künstliche Inseln als Stützpunkte für den Transozeanflug.

Künstliche Inseln — keine Utopie, sondern nahende Wirklichkeit. Wie man durch „Reclams Universum“ vornimmt*), hat in Wilmington (Delaware) ein großes ameri-

*) Wir verdanken der Zeitschrift auch unsere Abbildungen.

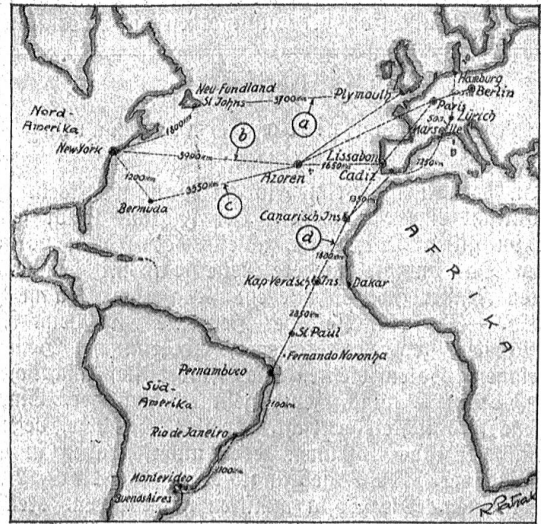
kanisches Werk den Auftrag zur Herstellung künstlicher Inseln erhalten, die als Zwischenstationen für den Flugverkehr über den Atlantik dienen sollen. Die Konstruktion stammt von dem Ingenieur Edwin Armstrong. Jede einzelne wird eine Größe von 400×130 Meter haben und neben dem Landeplatz für Flugzeuge eine Funkstation, Vorratsräume und ein kleines Hotel erhalten. Die Gesellschaft, die den Auftrag für den Bau erteilte, rechnet damit, sechs solcher Inseln im Jahre 1930 auf der Atlantik verankern zu können.

Nebensiehende Verkehrskarte deutet an, daß für den künftigen Transoceanflugverkehr vornehmlich 4 Linien in Frage kommen: eine nördliche (a), d. i. die Fluglinie England—St. Johns—New York, und zwei südliche: Europa (Plymouth oder Paris)—Azoren—New York (b), oder Azoren—Bermuda—New York (c); dazu die südeuropäische Route: Italien oder Spanien—Canarische Inseln—Cap Verdeischen Inseln—St. Paul—Pernambuco (d).

Besondere Schwierigkeiten hat der Flieger von Ost nach West, d. h. von Europa hinüber nach Amerika zu überwinden, da er mit Gegenwinden bis zu 100 Kilometer in der Stunde rechnen muß. Das entspricht auf der Linie Plymouth—St. Johns bei einer angenommenen stündlichen Eigengeschwindigkeit von 150 Kilometer einer ununterbrochenen Flugdauer von zirka 75 Stunden. Diese lange Flugzeit bedingt die Notwendigkeit, den Flug zu unterbrechen, um Brennstoff und Del aufzunehmen.

Wie unsere Abbildungen zeigen, bestehen die projizierten künstlichen Inseln aus zwei schiffähnlichen Schwimmkörpern, die durch eine Eisenkonstruktion überbrückt sind. Das Ganze ist mit schweren Treib- oder Grundankern verankert, aber nur einseitig, so daß sich die schwimmende Insel gleich einem Fahrzeug mit der Längsseite in die Windrichtung einstellen kann. Die beiden Schwimmkörper sind durch zahlreiche Schotten unterteilt zwecks Sicherung gegen Wasser-

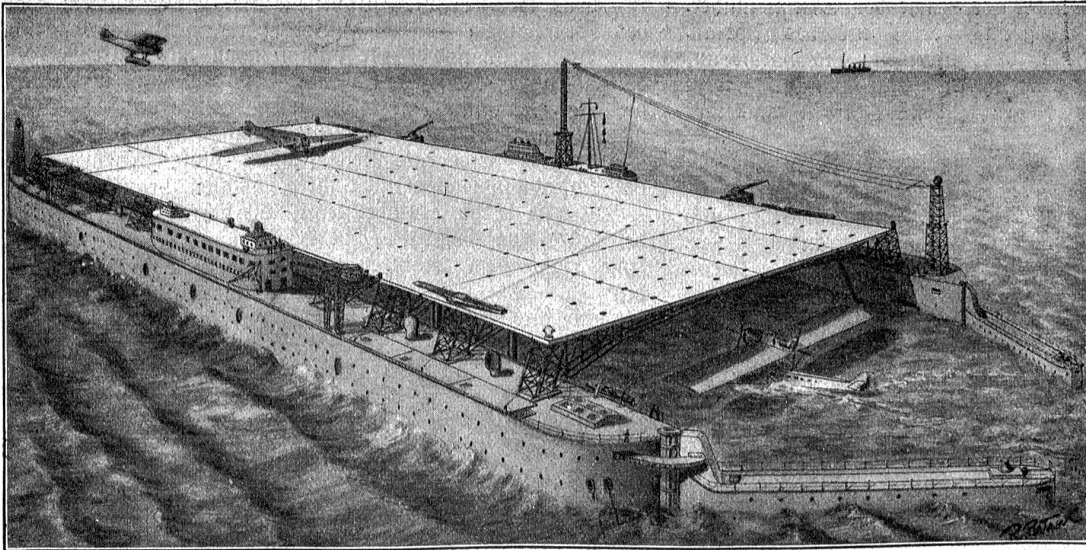
einbruch. In den Tragschiffen befinden sich die mit elektrischen Generatoren gekuppelten Röhlmotoren (Schnitt 1) zur Erzeugung des nötigen Licht- und Kraftstromes, der auch den Antrieb der großen Ventilatoren (2) liefert. Die



Verkehrskarte des voraussichtlichen Transatlantik-Flugdienstes.

Ventilatoren dienen zur Erzeugung eines künstlichen Unter- und Gegenwindes für den Start der Landflugzeuge. Wie das Hauptbild zeigt, besitzt die Startbahn auf der ganzen Fläche systematisch verteilte Öffnungen, die mit einem Röhrensystem in Verbindung stehen. Durch diese Röhren wird ein in den Ventilatoren erzeugter Windstrom als verstellbarer Unter- und Gegenwind zur Erleichterung des Startens bald in dieser, bald in einer anderen Richtung dirigiert, und zwar von einem Kommandoraum aus, wo auch die Windstärke reguliert werden kann. Die Schmalseiten der Insel können mit großen Abschlüßklappen geschlossen werden, so daß die gewässerten Wasserflugzeuge einen vor Sturm und Wetter geschützten Hafen unter der Insel vorfinden. Auch bietet ein hier unter-

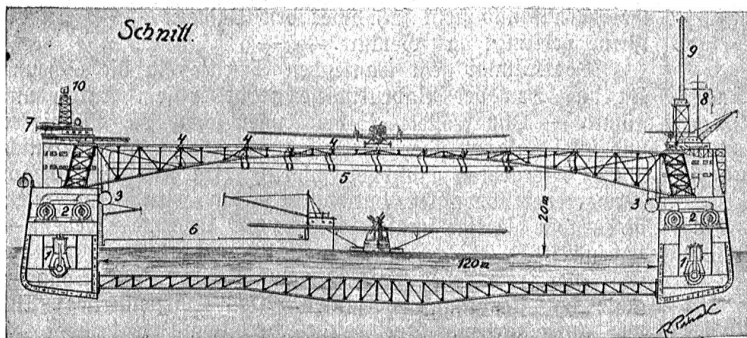
gebrachtes Schwimmdock die Möglichkeit zu Reparaturen aller Art. Selbstverständlich befinden sich auf der schwimmenden Insel auch große Vorräte an Del und Betriebsstoffen. Ein auf einem der Tragschiffe aufgebautes kleines Hotel bietet den Fluggästen an-



Zukunftsbild eines schwimmenden Stützpunktes für Transoceanflieger.

Links:

Querschnitt: 1. Röhlmotore mit gekuppelten elektrischen Generatoren. 2. Ventilatoren für Gegenwind. 3. Sammelringleitung. 4. Gesteuerte Ausströmöffnungen für Unter- und Gegenwind. 5. Verteilerleitungen. 6. Schwimmdock für Wasserflugzeuge. 7. Katapult zum Starten kleinerer Flugzeuge. 8. Signalmast. 9. Funkmast. 10. Ansteuerungsfeuer.



genehmen Aufenthalt. Zur Kennzeichnung der Stützpunkte bei Nacht und Nebel sind sehr lichtstarke Ansteuerungsfeuer vorgesehen. Für Landungen zur Nachtzeit ist die Startbahn mit einer schattenlosen Rollfeldbeleuchtung sowie mit optischen Windrichtungs- und Landungsweisern ausgerüstet. Eine Funkstation mit großer Reichweite sowie eine meteorologische und eine Signalstation vervollständigen die Ausrüstung.

Höhenfeuer.

Skizze von Frieda Schmid-Marti.

(Schluß.)

In der Kneipe beim Florian Baliani fiedeln Geigen und quitscht eine Handorgel. Der Florian treibt sein Geschäft im stillen Dorfwinkel, abseits der großen vornehmen Hotels. Das dumpfe, niedere Kellergeß mit dem einzigen, niederen Fenster gibt nicht jedem Neugierigen Raum hineinzugucken. — Zur Zeit der Heuernte wird beim Florian alle Wochen gefant. Italiener, Einheimische, Heuer und Heuerinnen, Hotelbediente, alles findet sich nächtlicherweise beim Florian... Auch heute geht es hoch her. Eine ausgelassene Fröhlichkeit herrscht. Erhitzte Gesichter, begehrliche Augen, weinstrohe Stimmen reden und schwagen in wirrem Durcheinander. Dicht gedrängt Kopf an Kopf Burschen und Mädchen. Die Sofia inmitten unter ihnen. Red wiegt sie sich in den Hüften. Kühn wirbt ihr Blick die Burschen. Sie fliegt von Arm zu Arm, neigt den dunklen Kopf rückwärts mit geschlossenen Augen. Ihre Lippen lassen lachend die weißen Zähne sehen. — Da kneift sie der Toni in den Arm. Sie freischt und schlägt nach seiner Hand. „He Mädchen, hat dich der Zuan fortgelassen? — Ich dachte, der ließe dich heute nicht ausreifen.“ — Der Toni flüstert dem Mädchen heiße Worte ins Ohr. Aber sie lacht, und wehrt sich seiner, — lacht ihr klingendes Lachen, — und wirbelt in Rätos Armen im Tanze davon. —

Ziellos streift im Dunkel der Nacht der Simmi umher. Zuletzt nimmt er seinen Weg nach der Schenke des Florian. — Eine Weile steht er dort draußen, und horcht auf den gedämpften Lärm, der in die stille Nacht schlägt. Gierig suchen seine Augen durch die trüben Scheiben nach der Sofia...

Wie er sie gewahrt, ist er auch schon drinnen, wenn auch nie zuvor sein Fuß die Spelunke betreten hatte. — Herrisch tut der Zuan. Er reißt den Hut vom Kopf und winnt hinüber zum Geiger. Alsobald hebt der an zu spielen. Der Simmi reißt das Mädchen in seinen Arm. Sie tanzen zusammen. Den Simmi packt eine jauchzende Wut. Und die Sofia wiegt und biegt sich, bäumt sich, als wäre ihr junger Leib erst heute zum Dasein erwacht. Hüpfend summt sie die Melodie nach... Längst tanzt das Paar allein. Aber sie werden's nicht gewahr. — Längst hat der Simmi seine ganze Leidenschaft verraten. Er tanzt in seliger Hingabe. — Eine Stille füllt den dumpfen Raum. Plötzlich bricht der Geiger sein Spiel ab. Da erwacht der Simmi. Und schreitet, ohne sich umzusehen, nach der Türe. Er hält des Mädchens Hand gefaßt. Sie folgt ihm willenlos. Die Nacht ist kühl und sternklar. — — Raucht der Wildbach so, oder ist es das Blut, das in Simmis Adern kreist? — — In überströmt eine Art Trunkenheit. „Küsse mich“, begehrt er drängend. Da bietet sie ihm den roten Mund. — Und lacht leise ihr klingendes Lachen.

Schwarz sticht das Zuanhaus in die Nacht. — Nur aus einem Fenster bricht schwacher Lichtschein. Dort, wo die Kinder schlafen, der kleine Peider und die Annita. Still ist's im Zimmer. Die Uhr tickt. Die Kinder atmen leise und regelmäßig. Im ungewissen Licht der matt verhängten Lampe starren von den dunkelladierten, karvengetäfelten Wänden die Bilder der Ahnen in lebendiger Kraft. — — Alle, die lange Reihe der gepuderten Todentöpfe, der schmalen, rässigen Gesichter, — — alle schauen nach der jungen Frau, die, hingekunten an der Wiege

des Bübleins lehnt. Das Leid warf sie wie ein Sturm dorthin. Die Hände umspannen den Knauf der geschnittenen Wiege. Das Antlitz gräbt sie in die Kissen des Kindes. — Gewalttätig umklammert das wütende Leid die wehrlose Frau. Die Qual reißt an jedem ihrer Glieder und zwang sie zu Boden. Verzweiflung peitscht ihr Blut. Die blühende Qual brennt im Herzen der jungen Frau, — brennt, — und löst einen wimmernden Klagelaut von ihren Lippen. — — Die Stille und Einsamkeit der Nacht zerbricht ihre ungeheure Selbstbeherrschung, löst den verkrampften Schmerz. Die Eugenia ist eine von den Frauen, die auch ihr Herzeleid hüten vor der Welt. — Deren Seele aus tausend Wunden blutet, aber deren Lippen lächeln vor den Menschen. — — Eine von denen, die es vermögen, kühl und klar und staunend in heimlich fragende Augen zu schauen, wenn diese wissenden Augen tastend das Seelenkammerlein streifen... Die Eugenia vergibt sich nichts. Ihr Stolz ist grenzenlos. Sie hüllt ihr ganzes, abgründiges Herzeleid in den Mantel steifer Vornehmheit und Abwehr. — — Stundend glichen dahin. Die Frau weiß es nicht. —

Eine Schar Burschen und Mädchen zieht vorbei. Taktmäßig hallen die Schritte in der stillen Gasse. Ab und zu verhält ein Tauchzer in der Sternennacht. — Ein paar fröhliche Mädchenstimmen summen das neckische Lied:

Da glüna buondragiufa
Ho'l sguard fixo sün nus,
Tü chera, ma marufa,
D saians scorts e prus!
Schi na la chazra stria,
Ch'ans 'vains bütschos po dir,
Ed ogni ün sün via
Damaun da nus be rir! — —

Der Nacht folgt wieder ein Morgen. Blau und goldig steigt er über die Berge und neigt sich auch wieder zum Abend. —

Das Heu der Badruttwiese duftet schwer unterm Dach des Zuanhauses. — — — Betäubend, denkt die Eugenia. — — — Utern Tags in der dämmernden Morgenfrühe steht die Sofia zur Reise bereit unter der Türe und wartet auf die Post. Langsam rattert die gelbe Kutsche mit den Schimmeln heran. Die Schellen klingen mißtönig in den kühlen Morgen. — Eine rote Nelke flammt dunkel aus dem Haar der Sofia und leuchtet über ihrer schmalen, braunen Wange. — Wie sie in die Kutsche steigt, löst sich aus dem Schatten der Türe eine Gestalt, — der Simmi. — Zählings redt er seine Hand dem Mädchen entgegen. Beide Hände greifen hart zu. — — „Bun-di“, hauchen ihre zitternden Lippen, — und ihre Augen streifen scheu des langen Hauses weite Front. —

... Noch einmal umfängt sie mit ihrer ganzen verführerischen Macht in den warmen Bettelaugen den Simmi. Langsam löst sie die Finger aus seinen Händen. Eine große Träne hängt ihr an der Wimper. Aber schon huscht ein Lächeln über ihr Antlitz. — Der Zuan wendet sich weg. „Santo Dio“, murmeln die verkniffenen Lippen...

Schriill schnappt die Kutschentüre ins Schloß. Die Pferde ziehen an. Die Schellen läuten...

Der helle Schein des trüben Tages gleitet am Himmel herauf und steht fahl über den Dächern. — — In der Ferne verklingt das Geläute. — —

Der Simmi geht wandenden Schrittes in die Scheune. In das Heu der Badruttwiese gräbt er sein Antlitz und stöhnt. — Ihn fröstelt. Seine Augen schmerzen. Müdigkeit und Ekel schlagen über ihm zusammen. Aber er findet nicht Ruhe. Vergeblich müht er sich zur Klarheit. Ein Chaos verworrener Gedanken durchwirbelt sein Hirn. Und zuletzt ist es noch die eine sinnlose Klage: „O Leben, — Leben, — Leben.“ — — —

Die Tage gehen hin. Der bunte Strom der Sommergäste hat sich längst verlaufen. Das Dörflein liegt still, wie ausgestorben. Der rauhe Herbstwind fegt über die